

Übergänge

Autor(en): **Nüssler, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1965)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

werde, zu kaufen. Der Ertrag werde zur Deckung der großen Ausgaben verwendet.

Von dieser Stunde an erfüllte ein einziger Gedanke mein Sinnen und Träumen. Der Festzug nahm vor meinen Augen Gestalt an. Ich sah die Menschenmassen aus allen Himmelsrichtungen durch unsere Gassen strömen. Musik und Gesang widerhallten in meinen Ohren. Und nun erschienen die historischen Gruppen, zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde, von einer blendenden Sommersonne überstrahlt.

Ich setzte mich an den Tisch und fing an zu schreiben. Was ich noch nie erlebt, jetzt wurde es Wirklichkeit: Die Worte formten sich ohne irgendwelche Anstrengung zu Sätzen. In einer halben Stunde war ich zu Ende und eilte stehenden Fußes zum Präsidenten, der über einem dicken Geschäftsbuch saß. Bedächtig nahm er das Blatt in die Hand und las es durch. Dann sah er mich lächelnd an und sagte: „Ich gratuliere Ihnen. Es ist Ihnen gelungen.“

Übergänge

Von Otto Nüßler, Wiesbaden

Jeder weiß und redet davon, daß sich die Sprache wandelt, aber kaum einer will daraus die Konsequenzen ziehen. In der Schule haben wir gelernt, daß man einen Nebensatz nicht mit „trotzdem“ einleiten darf. „Trotzdem“ sei den Hauptsätzen vorbehalten, hieß es. Man dürfe sagen: „Es regnet; ich gehe trotzdem spazieren.“ Aber nicht: „Trotzdem es regnet, gehe ich spazieren“ — das sei grundfalsch, und es müsse „obwohl, obgleich, obzwar, obschon“ heißen. Die normative Grammatik hat bis vor kurzem an dieser Vorschrift festgehalten, obgleich zum Beispiel schon Otto Behaghel 1928 an der unterordnenden Konjunktion „trotzdem“ (gekürzt aus: „trotzdem daß“) nichts auszusetzen gefunden hatte und aus Auerbachs Romanen diesen Satz zitierte: „Gegen die Kirchbäuerin zumal blieb sie, trotzdem sie jetzt tot war, in ihrem alten Urteile.“ Und wären wir als Schüler raffiniert genug gewesen, dann hätten wir unseren Deutschlehrer mit ausgewählten Gegenbeispielen aus seiner eigenen germanistischen Fachliteratur mühelos aufs Kreuz legen können. Wir waren aber nicht raffiniert, wenigstens nicht in dieser Beziehung. Mittlerweile ist der Sprachwandel so weit

fortgeschritten, daß man auch in der Duden-Grammatik lesen kann:

„Trotzdem“ kann nebenordnend, aber auch unterordnend gebraucht werden:

Nebenordnend: Er kam zu spät; trotzdem war sie nicht ungehalten.

Unterordnend: Trotzdem er zu spät kam, war sie nicht ungehalten.

Da die letztere Verwendung erst in der neueren Zeit aufgekommen ist, wird sie von manchen Grammatikern noch getadelt, allerdings ohne Berechtigung. Bei „trotzdem“ vollzieht sich im Augenblick noch ein Vorgang, der bei anderen Konjunktionen bereits abgeschlossen ist, nämlich der Übertritt aus dem Hauptsatz in den Gliedsatz, wobei die eigentliche Konjunktion (daß) wegfällt...

Soweit die Duden-Grammatik. Man wird dem Vorgang wohl gerechter, wenn man statt „erst in der neueren Zeit“ richtiger „seit längerer Zeit“ sagt¹; denn nicht nur bei dem Erzähler Berthold Auerbach (1812—1882), sondern auch in anerkannten germanistischen Fachschriften fand sich schon früh das unterordnende „trotzdem“ (z. B. Zeitschrift für deutsche Wortforschung, XIV [1913], 306), und selbst der Vorläufer unseres „Sprachworts“ war nicht frei davon: In den „Fachmitteilungen für Mitglieder der deutschen Korrektorenvereine“ (Nr. 6 vom 1. Mai 1910) war dieser Satz zu lesen: „Aber wer... viel mit Arbeiten von Sprachkennern... zu tun hat, wird dieser Ansicht, trotzdem sie auch in die Fachliteratur übergegangen ist, nicht beipflichten...“ Mehr als ein halbes Jahrhundert mußte vergehen, bis der gewandelte Sprachgebrauch reif war für die Aufnahme in eine Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, und weitere Jahrzehnte werden vergehen, bis alle, die dank Schule und Gewohnheit an der herkömmlichen Verwendung festhalten möchten, bei unterordnendem „trotzdem“ keine Gänsehaut mehr kriegen.

*

Nicht jeder Sprachwandel vollzieht sich so allmählich und widerwillig. Bernhard Puschmann hat erst kürzlich in dieser Zeitschrift

¹ Ein bloßes Streitlein um Worte: Für den Betrachter der Gegenwartssprache sind hundert Jahre ein längerer Zeitraum, für den Sprachgeschichtler ein ziemlich kurzer. — *Schriftl.*

(„Sprachwart“ Nr. 10/1964, S. 187) festgestellt, daß zwar manche Wörter, die schon lange in die Kleinschreibung einbezogen sind, immer wieder in veralteter Weise erscheinen: außer Acht, von Seiten, im Stande, an Statt, an Stelle; daß aber im Widerspruch dazu Zusammenschreibungen wie „anhand, aufgrund, infrage“ fast zu schnell aufgegriffen werden.

Die Sprachgemeinschaft ist unberechenbar. Es ist bis heute nicht geklärt, was ihr an einem neuen Wort, einer abartigen Schreibung, einer merkwürdigen Konstruktion eigentlich gefällt und nachahmenswert erscheint. Wir Korrektoren sehen vor allem nur die Wirkungen, die Doppelschreibungen, zuerst in einzelnen Manuskripten, dann allenthalben, schließlich im Duden (unter Umständen auch zuerst im Duden und dann in den Manuskripten). Was gestern falsch war, ist heute richtig; was heute richtig ist, kann morgen falsch sein — wobei „falsch“ und „richtig“ nur unzutreffende Ausdrücke sind für „normwidrig“ und „normgerecht“. Die Norm bestimmt bei uns der Duden. Nehmen wir einmal an, er enthielte die absolute Norm, an die sich jeder bei Androhung empfindlicher Strafen im öffentlichen wie im privaten Leben strikt zu halten hätte — und auch hielte. Dann gäbe es in der Orthographie keine Entwicklung, keinen Wandel. Theoretisch nicht. Der Duden von 1880 gälte heute genauso wie zu Großvaters Zeiten. Nur neue Wörter mit sofort amtlich festgelegter Schreibung wären hineingekommen und ungebräuchliche ausgemerzt worden. Stellen wir diesem „Gedankenexperiment“ unsere oft gehörte Forderung gegenüber: „Der Duden soll unverbrüchliche Richtschnur für alle Schreibenden sein“, dann müssen wir uns ehrlicherweise sagen, daß wir etwas Unmögliches fordern. Daher beschränken wir ja auch unser Wollen auf Manuskripte und Gedrucktes, ohne indes immer daran zu denken, daß selbst in diesem Teilbereich die absolute Orthographie immer eine Utopie bleiben muß.

Um die Regelverschiebungen, die die normative Orthographie und Grammatik in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erfahren haben, deutlich zu machen, habe ich einmal die „Fragekästen“ unserer alten „Fachmitteilungen“ (1909 — 1913) durchgesehen und aus den sehr zahlreichen treffenden Beispielen einige ausgewählt und der heutigen Auffassung gegenübergestellt. Die Antworten stammen sämtlich von Otto Reinecke (1868 — 1921), dem ehemaligen Kaiserlichen Oberkorrektor der Reichsdruckerei in Berlin, der die 9. Auflage des Rechtschreib-Dudens mitgestalten half: eine der brauchbarsten, die je erschienen sind.

Frage. Warum ist es nicht erlaubt, *anstelle* zu schreiben, während *anstatt* ausdrücklich vorgeschrieben ist?

Antwort. In *an Stelle* kommt die substantivische Bedeutung noch voll zur Geltung, ähnlich wie in den Verbindungen *auf Grund, am Ende, zu Hause*. In *anstatt* dagegen ist die substantivische Bedeutung von *Statt* längst verblaßt; *statt* ist auch allein schon Präposition. Amtlich richtig ist allein *anstatt*, aber *an Stelle*. (Fachmitteilungen, Nr. 1, 1. April 1909.)

So blieb es bis 1941. Da tauchte in der 12. Auflage eine Anmerkung zum Stichwort „an Stelle“ auf (unter dem Buchstaben A war es schon 1929 in den Duden gekommen): „Jetzt häufig: *anstelle* (mit Wesf.).“ Die 14. Auflage (1954) übernahm die Doppelschreibung ins Alphabet und fügte einige Beispiele hinzu. Wir sehen: 1909 tauchte bei einem Korrektor die Frage nach der Zusammenschreibung auf; wahrscheinlich war er schon öfters in Manuskripten darauf gestoßen. Zwanzig Jahre später war die Zusammenschreibung immer noch nicht da, aber „an Stelle“ wurde bereits als „Wort“ empfunden und mit dem Hinweis auf „Stelle“ unter A eingereiht. Weitere zwölf Jahre später mußte man dem Empfinden der Schreiber schon durch eine Fußnote entgegenkommen — und seitdem befinden wir uns im Übergangsstadium der Doppelschreibung. Ausgekocht ist die Frage aber noch lange nicht, denn eine Meinungsumfrage unter Korrektoren ergab zum Beispiel das Verhältnis „an Stelle“ : „anstelle“ = 3 : 2. Der Arbeitskreis für Rechtschreibregelung hat die Zusammenschreibung vorgeschlagen.

Frage. Entspricht die Schreibung *10 Stücke a 5 Pfennig* den amtlichen Vorschriften?

Antwort. Für die Schreibung des Wortes *a* (franz. *à*) besteht keine amtliche Vorschrift. Da aber *a* als eingedeutscht angesehen werden muß und die amtliche Rechtschreibung keinen Gravis kennt, so ist es *im Sinne der amtlichen Regeln* richtig, *a* anstatt *à* zu schreiben. (Fachmitteilungen, Nr. 1, 1. April 1909.)

Sechs Jahre später (1915) hatte die Eindeutschung ein Ende: Man schrieb nach den amtlichen Regeln „richtig“ *à*, wie im Französischen.

Frage. Ist die in kaufmännischen Kreisen jetzt sehr verbreitete Schreibung „Büro“ zulässig?

Antwort. Nein! Solange amtlich *nur* „Bureau“ geschrieben werden darf, ist „Büro“ *unzulässig*; überdies wollen wir nicht noch neue Doppelschreibungen schaffen. Aber auch aus andern Grün-

den ist „Büro“ zur Zeit nicht zu billigen. Die Eindeutschung dieses Wortes würde vor allem *deutsche Betonung* voraussetzen. „Büro“ spricht aber niemand. Solange wir „büro“, „rulo“, „tablo“, „trümo“ betonen, so lange müssen wir auch „Bureau“ „Rouleau“, „Tableau“, „Trumeau“ schreiben. (Fachmitteilungen, Nr. 2, 1. Juli 1909.)

Sieh da! In der 9. Auflage steht es womöglich noch härter: „Büro; unzulässige Schreibung für: Bureau; s. d.“ — Der Duden hat später sichtlich widerwillig nachgegeben. 1929 verwies er schon von „Bureau“ auf „Büro“ (Betonung auf der zweiten Silbe, was z. B. nach Duden VI oder Siebs auch heute noch als allein richtig gilt!), vermerkt aber dort in zwei Fußnoten: 1. Auch „Büro“ betont. 2. P. als gleichberechtigt, B. und O.¹ nur: Bureau usw.

Später verschwand der Hinweis auf die abartige Betonung, der ja mehr die eingedeutschte Schreibung rechtfertigen als der Vollständigkeit dienen sollte; nur 1954 wurde vorübergehend die umgangssprachliche Bedeutung „Büro“ wieder als Anmerkung aufgenommen. Die Sprache war also stärker gewesen als das strikte „Nein!“ ihres Anwalts. Und auch seine Gründe hatten sich nicht als stichhaltig erwiesen, denn wir sagen „Büro“ und schreiben dennoch nicht „Bureau“.

Frage. Heißt es „Alle bei Diebereien Betroffene werden zur Anzeige gebracht“ oder „... Betroffenen...?“

Antwort. Da der Sprachgebrauch schwankt, gilt beides als richtig. Vorzuziehen ist aber die Form „alle Betroffenen“. (Fachmitteilungen, Nr. 14, 1. September 1911.)

Vier Jahre darauf schwankte der Sprachgebrauch nicht mehr. Seit 1915 gilt schwache Beugung als allein richtig: alle Betroffenen — oder wie es in der 9. Duden-Auflage hieß: „alle vorzüglichen Einrichtungen“.

Merkwürdigerweise schwiegen sich die Dudenvorbemerkungen darüber aus, wie ein Adjektiv nach „keine“ zu beugen ist. Unter zahl-

¹ P. = Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Herausgegeben im Auftrage des Preussischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Berlin. Die Bearbeitung von 1902 ist als Faksimiledruck in der Sammlung Duden erschienen; vgl. „Sprachwart“ Nr. 2/1964, S. 39.

B. = Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Herausgegeben vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus. München.

O. = Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Große Ausgabe. Zum Gebrauche für Lehrer und Schüler. Wien, Leipzig.

reichen anderen unbestimmten Zahlwörtern wurde es nicht einmal erwähnt. Erst 1941 stand in der 12. Auflage: „Ausnahmslos folgt auf alle und keine stets die schwache Beugung, z. B. alle ehrlichen Menschen, keine unreifen Früchte“.

Frage. Was ist richtig: „Erscheint am Fünfzehnten *jedes* Monats“ oder „*jeden* Monats“?

Antwort. Als richtig gilt leider beides, doch ist „*jedes*“ vorzuziehen. (Fachmitteilungen, Nr. 23, 15. Februar 1913.)

Noch in der 13. Duden-Auflage stand ausdrücklich, daß die starke Beugung besser sei als die schwache. Aber fünfzig Jahre Duden und ebenso lange Sprachpflege haben nichts genützt. Heute gibt es „*auch schon*“ die schwache Beugung: „*jeden* Jahres“. Und die Duden-Grammatik, die sich mit Recht die „Grammatik der deutschen Gegenwartssprache“ nennt, stellt fest, daß die schwache Deklination schon in ziemlichem Umfang eingedrungen sei und daß man sie neben der starken gelten lassen müsse. Otto Reinecke hätte im Jahre 1964 sicherlich ähnlich geantwortet wie 1913, und zwar mit ebensowenig Erfolg. Die Entwicklung rollt wohin sie will, trotz Reinecke, Sprachwart, Wustmann, Engel, Sprachverein und Duden. Am Ende bleibt den Grammatikern doch nicht das, was sie wollten, sondern das, was die Sprachgemeinschaft herausdestilliert hat. Die jeweils gegenwärtige Regel ist unsere Richtschnur. Aber wir wollen auch die Konsequenzen aus dem stetigen Wandel ziehen und uns nicht heute an Übergangerscheinungen aufreiben und zerstreiten, über die schon morgen unsere Enkel lächeln.

(Aus dem „*Sprachwart*“ XIV, 1964, S. 225 ff.)

Sprachsorgen in der welschen Schweiz

Von Georg Summermatter

In einem großangelegten Artikel in der „Tribune de Genève“ setzt ein gewisser Philippe Lachault zu einer Kritik der Sprachlage an. Er stellt dabei fest, das in den westschweizerischen Kantonen gesprochene Französisch verarme zusehends, 75 Prozent der Schweizer sprächen Deutsch, nur 20 Prozent seien „francophone“. Die „Germanisation“ bedrohe die Sprache Rousseaus; auch was übersetzt aus den öffentlichen Ämtern in Bern komme, lasse sehr zu wünschen